30. September 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 222

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(25. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Es war immer das gleiche. Stumm ritten sie nebeneinander. Eine Viertelstunde oder eine halbe. Bis sie an einen Quergang kamen, wo er durchparierte und wiederum den Hut zog. „Darf ich mich verabschieden, Gräfin?" Sie neigte den Kopf. Und dann kam jedesmal dieselbe Frage von seinen Lippen: „Wollen Sie mir immer noch nichts sagen?" Und ihre gleiche Antwort: „Ich wüßte nicht, was ich Ihnen zu sagen hätte." Worauf er sich stumm verbeugte, das Pferd wendete und davongaloppierte.

O, sie wußte sehr wohl, was sie sagen sollte. Wußte es, seit einem kurzen Gespräch, das er mit ihrem Vater in ihrer Gegenwart geführt hatte. Von seinem verlorenen baltischen Besitz war die Rede gewesen, und Vater hatte gefragt: „Konnten Sie denn gar nichts retten? Können Sie denn jetzt nicht wenigstens einen Teil zurückerhalten?" Da hatte er geantwortet: „Das wohl, Herr Graf, aber ich habe eins nicht gelernt und werde es nie lernen: zu bitten."

Er hatte sie bei diesen Worten scharf angesehen, und im gleichen Augenblick hatte sie sich seiner Worte entsinnen müssen: „Sie werden doch meine Frau." Diese siegesgewissen, siegessicheren Worte. Sie wußte, er zwang sie mit seinem Blick zu diesem Gedanken. Sie wußte überhaupt, er zwang sie; er wollte sie auch dazu zwingen, ihm zu sagen, daß sie ihn liebe. Sie sollte ihm das erste Wort geben. Aber sie wollte nicht, sie wollte nicht. Sie wehrte sich mit allen ihren Kräften dagegen. Und würde doch erliegen. Auch das wußte sie.

Und wie es vormittags und, wenn sie zweimal zu Pferde stieg, wiederum nachmittags das gleiche Spiel war, so war es auch abends bei Tisch und nach Tisch. Sie wechselten kaum ein Wort miteinander, sie sprachen mit den andern, aber fast jedes seiner Worte war für sie, fast jedes ihrer Worte war für ihn bestimmt. Einmal erzählte er der Mutter: „Es war ja kein reiner Zufall, gnädigste Gräfin, daß ich gerade hierher kam. Ich hatte schon vor Jahren von Golmitz gehört. Meine Tante Pahlen erzählte mir oft von der alten Gräfin Falkenberg, mit der sie in Petersburg zusammen ausgegangen war, als sie beide noch junge Mädchen waren. Sie zeigte mir damals auch Bilder von Golmitz, ich glaube es war auch ein Gruppenbild dabei, auf dem Sie, Gräfin, und Ihre Kinder waren; Graf Pahlen stand ja mit Ihrem Schwiegervater bis zum Kriegsausbruch in freundschaftlicher Verbindung; jetzt ist er tot, die Bolschewiki haben ihn erschlagen. Er hatte damals die Bilder gerade erhalten. Ja, jetzt entsinne ich mich ganz genau: es war im April 1914. Komteß Anna war auf dem Bilde noch ein Kind." Kurz brach er ab, und sah zu Carla hinüber, und sie ergänzte sich den Satz: aber du, Carla, warst schon halb erwachsen; damals sah ich dich zum erstenmal.

Oder sie sagte zum Großvater: „Je länger ich hier bin, desto mehr verliert sich jede Sehnsucht nach der Stadt in mir. Ich glaube, ich könnte mich für die Dauer nie in Berlin wohl fühlen. Ich merke immer mehr, daß ich aufs Land gehöre."

Dann wieder er bei Tisch: „Es gab vor dem Kriege gewiß vielerlei Auswüchse bei uns in Kurland. Die wenigsten hatten ihre deutsche Mission ganz verstanden. Zu viele ließen nur die Verwalter für sich arbeiten und lebten mit ihren Familien auf Reisen. Den Winter tanzten die Töchter bei Hofe, im Frühjahr saßen sie zwischen den Eltern im Spielsaal in Monte und im Hotel in Cannes, dann ging es nach Trouville oder Ostende, im Herbst nach Berlin und den folgenden Winter vielleicht nach St. Moritz. Aus einem Flirt in den andern und dazwischen etwas mißverstandener, forcierter Sport. Meist beides noch miteinander verquickt. Und natürlich in allen Sprachen, russisch, englisch, französisch. Wie es gerade kam. Am wenigsten in deutsch. Ich habe diese Art Leben nie verstanden und nie gebilligt."

Und wiederum eines Abends, als der Großvater von einer Kreisausschußsitzung zurückkam und berichtete, daß der Perstedter Bansdorff so unglücklich gewesen wäre, weil sein Bruder, der ehemalige Zieten-Husar, eine Vertretung in Glas und Porzellan übernommen hätte und nun in fremden Diensten herumreisen müßte, sagte sie: „Ich verstehe den Ulli Bansdorff nicht. Schämt er sich etwa seines Bruders? Dann tut er mir leid. Was soll denn der Bruder machen? Vielleicht von Gut zu Gut reisen und sich als armer Verwandter durchfüttern lassen. Ist das standesgemäße Freiheit? Nein, da ist mir einer tausendmal lieber, der ehrlich dient und sich sein Brot erwirbt. Das Wie ist heute ziemlich gleichgültig. Die Hauptsache ist, daß er es mit reinen Fingern tut und dabei sein eigener Herr bleibt, der sich selbst durchs Leben bringt. Dienen ist dann mehr Freiheit als Faulenzen. Ich mache jeder ehrlichen Arbeit meine Reverenz." Worauf Mutter Falkenberg ein wenig die Nase rümpfte und meinte: „Dann kannst du dir ja einen tüchtigen Maurermeister aussuchen." Und sie ohne zu zögern antwortete: „Der mir wahrhaftig lieber wäre, als ein sogenannter standesgemäßer Schmarotzer." — „Das sind revolutionäre Ansichten, Carla." —

Auch in Golmitz gingen die Regentage vorüber. Der Sonnenschein klärte die Augen der Mädels und plättete die Falten aus der Gräfin-Mutter Stirn.

Ruth und Anna hatten Heimlichkeiten voreinander. Das gemeinsame Leiden ging ihnen durch die Köpfe, durch den dunklen und den blonden Kopf. Beide fühlten die Notwendigkeit, eine Hilfsaktion einzuleiten, beide beschlossen mit der Gegenpartei in Verbindung zu treten, den jeweiligen Bruder vorsichtig zu bearbeiten, indem die Freundin bei ihm liebevollst in Erinnerung gebracht wurde.

Das Briefschreiben aber erforderte Zeit; die fast ununterbrochene Zweisamkeit der beiden mußte also gestört werden, mindestens für eine Stunde. So sagte Ruth: „Weiß du, Aenne, ich glaube, du mußt dich ein wenig um deine Mutter kümmern, sonst denkt sie, ich entfremde dich ihr. Geh mal allein mit ihr spazieren. Sag, ich hätte Kopfschmerzen oder sonst was und wollte auf meinem Zimmer bleiben. Ich will sowieso einmal an die Eltern schreiben; Mama muß endlich heraus, es ist höchste Zeit, wenn sie in Kissingen noch leidliches Wetter für die Kur haben will. Und wenn ich nicht drängele, kommt sie nie fort."

Anna zeigte sich dem Vorschlag sehr zugänglich. Sie huschte den breiten, langen Schloßflur entlang, klopfte bei der Mutter an und trat ein. Es war kurz nach dem Mittagessen, und die Gräfin hatte sich auf ihre Chaiselongue gestreckt. „Bleib ruhig liegen, Mama," sagte Anna, „ich wollte nur einmal nach dir sehen. Die Sonne scheint so schön, aber du hast wohl keine Lust zum Spazierengehen?" Das klang nicht sehr ermunternd und auffordernd. So fragte die Gräfin denn auch in richtiger Erkenntnis: „Wo hast du deine Ruth gelassen?"

„Ruth ist auf ihrem Zimmer, sie fühlte sich nicht ganz wohl."

„Und nun soll ich als Ersatz dienen?"

„Nein, nein, Mama, du mußt das nicht falsch auffassen. Ich wollte nur ein bißchen mit dir plaudern."

Lügen konnte Anna schlecht, sie wurde immer gleich rot und verlegen, sprach stockend. So merkte die Mutter gleich, daß etwas nicht ganz in Ordnung war. Sie dachte an Wrangel, vielleicht wollte Anna beichten, schmiegsam und anlehnungsbedürftig war das Kind ja immer gewesen.

„Na dann plaudre, Anna, ich höre zu."

Das wollte nun wieder nicht recht gehen. Anna nahm einen Anlauf, sprach ein paar Sätze vom Großvater, von Carla und ihrer Reiterei; dann versickerte das Bächlein

„Du wolltest sicher schlafen, Mama."

„Eigentlich ja, Kind, aber laß nur, nun bin ich ja doch schon ganz munter."

Wieder war es ein Weilchen still. Bis sich die Kleine erneut aufraffte. „Was wohl Christof in Oberstdorf macht?"

„Was soll er machen? Er steigt in die Berge, ißt und trinkt und schläft. Schreiben tut er auf jeden Fall nicht."

„Ich könnte ihn ja einmal mahnen, Mama."

„Ja, Anna, das könntest du."

Dicht vor ihrem Ziel war Anna. „Soll ich ihm gleich schreiben?"

„Wenn du willst."

„Kann ich gleich hier schreiben, Mama? Du hast doch Bogen da?"

Nun gähnte die Gräfin doch; die Sonne schien so mittaglich und ermüdend warm ins Zimmer. „Ja, du kannst hier schreiben; aber bitte nicht mit meinem Füllhalter, Anna. Es liegt noch ein Bleistift da. Nimm den. Und grüß von mir, oder noch besser, laß ein bißchen Platz, daß ich ein paar Zeilen 'ranflicken kann." Wieder gähnte die Gräfin, zweimal lang und tief. Da ging Anna auf Zehenspitzen an den Schreibtisch.

So kam es, daß die beiden Briefe zu gleicher Zeit abgefaßt wurden.

Ruth schrieb flüssig und schnell, sie schrieb mit abgerundeten lateinischen Buchstaben, die nach rechts stark geneigt waren, eine Zeile sah wie die andere aus, hübsch in gleichem Abstand liefen die Linien über den großen Blockbogen; es war eine Freude, die Schrift anzusehen. — Langsam und bedächtig schrieb Anna, steile, deutsche Schrift, etwas stakig und abgehackt, etwas bergauf, sie malte ihre Lettern und setzte säuberlich die Punkte über die i's und die Häkchen über die ä's und ü's. Sie sah beim Schreiben oft nachdenklich auf und drehte den Stift zwischen Daumen, Zeige- und Mittelfinger; und wenn sie ihn dann wieder ansetzte, kam wohl die Zunge in seliger Schulerinnerung zwischen die Lippen.

„— Ihr seid also ein netter Kreis in Oberstdorf," schrieb Ruth an Hermann, „trotzdem kann ich mir eigentlich nicht denken, daß Du Dich sonderlich wohlfühlst unter der Gesellschaft. Was fesselt Dich da eigentlich. Mit Christof hast Du Dich doch nie besonders gestanden, Fritz Kähl ist nicht da, Margot und ihre Schwester sind Dir fremd und Lisa — Gott, sie ist ja besser als die Frau Aufhäuser —, aber viel mehr ist sie doch auch nicht. Schade, daß Du nicht herkommen kannst, aber das geht ja nicht, Carlas wegen, trotzdem sie schon lange nicht mehr an Dich denkt. Da brauchst Du Dir keine Gewissensbisse zu machen, das kann ich Dir versichern. Du weißt ja, wie ich über Eure Ver- und Entlobung gedacht habe, Du hast Dich reichlich dämlich dabei benommen, und ich bin froh, daß jetzt alles wieder eingerenkt ist. Das ist überdies Annas Verdienst." Und damit war Ruth bei ihrem eigentlichen Thema angelangt. „Anna ist mir wirklich eine Freundin geworden, sie ist ein zu lieber, anständiger, ehrlicher Kerl, ein bißchen weich, aber gut zu leiden. Wir haben sie früher immer übersehen, weil sie die Jüngste von uns war und Carla sie immer unterbutterte . . ."

„Lieber Christof," schrieb Anna, „Mama hat mich beauftragt, an Dich zu schreiben. Sie wundert sich, daß Du gar keine Nachricht aus Oberstdorf gibst. Du könntest Dich doch wenigstens einmal zu einer Postkarte aufraffen. Großvater erwartet sicher auch ein paar Zeilen von Dir. Hast Du schon viele Touren gemacht? Wie ist das Wetter dort? Bist Du viel mit Kähls zusammen? Wann wirst Du mit Leuchtenstein nach Tirol abreisen? Alle diese Fragen interessieren uns doch. Wir leben hier stille Tage, das Wetter war schlecht, worüber Großvater und Baron Wrangel sehr unglücklich waren, denn es regnete gerade in den zweiten Schnitt hinein und die Schober mußten wieder auseinandergerissen werden. Heute scheint zum erstenmal die Sonne wieder und nun sind sie am Wenden. Im Park sind die Wege noch aufgeweicht und naß; Carla ist, trotzdem der Boden noch unergründlich tief ist, heute vormittag geritten und will nachmittags wieder heraus. Ich bin fast immer mit Ruth, die Dich schön grüßen läßt, allein. Aber das ist mir nicht unangenehm, denn ich vertrage mich sehr gut mit ihr. Sie hat schon ganz nett fahren gelernt, natürlich nicht mit den Juckern, sondern mit dem Schimmel und dem Braunen. Aber nächstens ist sie so weit, daß man ihr auch die Jucker überlassen kann, sie hat auf jeden Fall Anlage, würde sicher auch schnell und gut reiten lernen. Also, lieber Christof, schreibe bald, wie es Dir geht. Herzliche Grüße von uns allen, auch von Ruth . . ."

Vier große Bogenseiten füllte Ruths Brief, Anna hatte auf ihrem einen Bogen der Mutter noch reichlich Platz gelassen. Und trotzdem hatten sie beide gleich lange an den Briefen geschrieben.

. . . Während Anna am Schreibtisch saß, hatte die Gräfin Mama die Augen zugemacht und vor sich hingedruselt. Das war so beruhigend. Im Zimmer war es feierlich leise, man hörte einen Spätsommer-Brummer surren — jetzt saß er auf dem Bild über der Kommode, jetzt surrte er wieder los quer durchs Zimmer; bumm, stieß er mit dem blinkenden grünschwarzen Kopf gegen die Fensterscheibe, da war es für eine Weile ganz still, bis sich der Kerl wieder erholt hatte und aus seiner Ohnmacht zu neuem Leben und neuem Fluge erwachte. Der Gräfin kamen philosophische Gedanken: so war das Dasein auch, man toste auf und davon, rannte ins Licht, stieß sich den Kopf blutig, um möglichst bald zu neuen Torheiten zu erwachen, die auch nicht besser endeten. Erst wenn man älter wurde, wurde man verständiger; natürlich wenn man älter wurde; man wurde dann wohl auch ein bißchen flügellahm; man wurde auch weniger lichthungrig. Man konnte in zufriedener Selbstsicherheit betrachten, wie die Jugend gegen die Scheiben rannte, und, wenn es die eigenen Kinder waren, eine Gardine vor das Fenster ziehen, damit der Stoß aufgefangen wurde. Ja, das konnte man. Das mußte man, ja!

Burr — ging der Brummer wieder los und umkreiste den Schreibtisch. Anna wehrte ihn ab. Die Gräfin hörte es.

„Bist du mit deinem Brief fertig?"

„Gleich, Mama." (Fortsetzung folgt)

Pechvögel

Von T. R. Grok

Durmann hatte sich damit abgefunden, daß es nun einmal in dieser Welt Menschen gab, die immer Glück hatten, und wieder andere, die augenscheinlich vom Pech verfolgt wurden. Es hatte lange gedauert, bis Durmann so weit gekommen war, aber er hatte notgedrungen eingesehen, daß dies der einzige Weg war, um sich sein Leben nicht allzusehr zu vergällen. Sein einziger Trost war sein Freund Polmers, ein ebenso großer Pechvogel, aber keiner, der sich in sein Schicksal ergeben hatte. Im Gegenteil, der schimpfte den ganzen Tag über alles, was ihm passierte, und wenn er es nicht länger verschmerzen konnte, dann suchte er Trost bei seinem Freunde Durmann. So war er auch heute abend bei ihm erschienen, aber ausnahmsweise nicht, um zu schimpfen, sondern mit einer großen Neuigkeit. Er hielt Durmann eine Zeitung unter die Nase, und dieser las: „Aufruf an Pechvögel! Alle die, die vom Pech verfolgt werden, müssen der Versammlung beiwohnen, die morgen abend im unteren Saal des Restaurants „Zum Schwarzen Schaf" stattfinden wird. Anfang 8 Uhr. Ein Pechvogel."

Polmers sah Durmann an. „Mich dünkt," sagte dieser mit schwachem Lächeln, „da gehören wir hin." „Richtig," erwiderte Polmers. „Das ist auch meine Meinung."

Der untere Saal des „Schwarzen Schafes" grenzte an das Gastzimmer. Er war nicht besonders groß, aber hundert Menschen hatten doch darin Platz. Gegen 8 Uhr schien es allerdings, als ob er zu klein sein würde, denn der Zulauf war größer, als man erwartet hatte. In die Anwesenheitsliste zeichneten sich nach und nach einhundertacht Personen ein. Punkt 8 Uhr stand ein Herr auf und begab sich auf das Podium. „Verehrte Anwesende," begann er seine Ansprache, „ich heiße Viktor Duran und bin jemand, der genau wie Sie alle sein ganzes Leben vom Pech verfolgt wurde. Es würde zu weit führen und Sie gewiß auch nicht sehr interessieren, wollte ich Ihnen all das Unglück, das ich in meinem Leben erlitten habe, hier vom Podium herab schildern. Das ist auch nicht der Zweck, zu dem ich diese Versammlung einberufen habe. Meine Absicht ist keine andere, als zu untersuchen, ob wir durch organisatorischen Zusammenschluß das Glück nicht zwingen können, uns doch zuzulächeln. Ich weiß, daß eine Frau schwer zu zwingen ist, aber vielleicht . . ."

Allgemeines Gelächter erhob sich, und auch die acht anwesenden Damen stimmten mit ein. „Ich werde Ihnen nachher einen Vorschlag unterbreiten," fuhr der Redner fort, „aber zunächst möchte ich anderen Sprechern aus der Versammlung das Wort lassen, um zu hören, was sie zur Sache zu sagen haben."

Der Sprecher machte einen Schritt zur Seite und stolperte, wodurch sein volles Glas Wasser umfiel, und gerade auf seinen Hut, den er auf einen Stuhl gelegt hatte.

„Mein Pech," sagte er lakonisch.

Es wurde nun eine Reihe von Vorschlägen gemacht, die aber nur in geringem Maße die Zustimmung der Versammlung fanden. Ein Antrag, der dann auch angenommen wurde, bezweckte die Gründung eines Pechbundes. Alle Kosten, durch Pech verursacht, wie das Brechen von Glas, Beinen und Armen, der Verlust von Gegenständen, kurz alles, was zum Pech gerechnet werden konnte, sollten die Mitglieder gemeinsam tragen. Mit Akklamation wurde dieser Vorschlag angenommen und eine Kommission ernannt, welche die vorbereitenden Maßnahmen für die Gründung des Bundes treffen sollte. Nun betrat Viktor Duran wieder die Rednertribüne. Er lachte.

„Ich glaube, meine Damen und Herren, daß wir auf diese Weise dem Schicksal bereits einen tüchtigen Schlag versetzt haben — übrigens wohlverdient. Es wird so nicht mehr imstande sein, uns zu schaden, und das bedeutet schon allerhand. Aber nun habe ich mir etwas ausgedacht, um es zu zwingen, uns geradezu zu begünstigen . . .!"

„Na, na!" riefen einige, die dem allgemeinen Zweifel Ausdruck gaben. Doch Duran fuhr unbeirrt fort:

„Ich möchte zunächst die Frage an Sie richten, wer von Ihnen jemals einen Preis in der Lotterie gewonnen hat."

Schallendes Gelächter antwortete auf diese Frage. Alle die Stiefkinder des Glücks hatten ihr Lebenlang Pech gehabt, und nun sollten sie gar in der Lotterie gewonnen haben!

„Das habe ich gut verstanden," erklärte Duran, nachdem das Gelächter abgeflaut war. „Niemand von Ihnen hat so etwas erlebt. Die Glücksgöttin lacht allen zu, nur uns nicht. Aber jetzt werden wir sie zwingen. Und das geschieht sehr einfach auf folgende Weise: Wir deponieren jeder auf dem Tisch eine Mark. Nach Abzug der Saalunkosten bleiben dann genau hundert Mark übrig. Diese hundert Mark verlosen wir unter uns, und nun möchte ich einmal sehen, wie die Glücksgöttin es dann noch fertigbringt, uns zu entschlüpfen. Ob sie will oder nicht, sie muß einen von uns, und sei es der allergrößte Pechvogel, begünstigen. So wird einer von uns dann doch endlich auch einmal Glück haben, er wird auch einmal etwas gewonnen haben! Und dem, der das Glück hat, gönnen wir den Gewinn, denn das nächste Mal kann es jeden anderen von uns treffen."

Einen Moment herrschte Totenstille im Saal. Dann brach ein nicht endenwollender Jubel aus. Alles war begeistert von der originellen Idee, und als der Kellner neugierig den Kopf durch die Tür steckte, benutzten viele die Gelegenheit, ihr Glas von neuem füllen zu lassen.

Inzwischen hatten die Anwesenden angefangen, ihren Beitrag auf den Tisch zu legen. Da nicht jeder ein Markstück besaß, kam eine Menge kleines Geld zusammen, und so wurde es als eine angenehme Erleichterung empfunden, als der Kellner, nachdem er die Bestellungen ausgeführt hatte, zufällig fragte, ob einer der Anwesenden vielleicht einen Hundertmarkschein für einen Gast im Restaurant wechseln könne.

Dann fand die Verlosung statt. Es ging so ehrlich zu, wie es nur möglich war, und die Glücksgöttin mußte den stolzen Nacken beugen. Sie mußte eines ihrer Stiefkinder begünstigen, und dieses war — Polmers. Er war außer sich vor Freude, lachte immerzu laut auf und hatte nicht Hände genug, um alle Glückwünsche in Empfang zu nehmen.

Am nächsten Tage wartete Durmann lange auf seinen Freund Polmers. Er kam nicht. Durmann begriff es nicht. Ein bißchen beunruhigt, machte er sich auf den Weg, ihn aufzusuchen. Er traf ihn vollkommen vernichtet an, ein Bild des Jammers und gänzlich apathisch vor ohnmächtiger Wut.

„Aber was ist denn los?" fragte Durmann erschrocken. „Du hattest doch gestern abend Glück . . ."

„Schweig," schrie Polmers wie rasend. „Heute morgen wollte ich den Hundertmarkschein wechseln. Er war falsch. Der Kerl im Gastzimmer wußte schon, warum er Kleingeld haben wollte. Ich bin sofort hingegangen, aber niemand im Restaurant kennt den Betrüger, und er ist natürlich längst über alle Berge . . ."

Durmann senkte das Haupt. Ihm war, als ob die Glücksgöttin höhnisch lächelte.

„Das ist freilich Pech," sagte er erschüttert.

Alte, aber gute Geschichten

Lustige Militär-Anekdoten

Die Geschichte mit den Kartoffeln

Sie ist ebenso gut wie alt. Da sie sogar geflügeltes Wort geworden, so sei allen denen, die dieses Wort benutzen, doch seine Bewandtnis nicht kennen, mal die Geschichte so erzählt, wie sie in Wirklichkeit geschehen.

Es war Manöver. Der Leutnant v. Kuttelfleck hat den üblichen Befehl erhalten, mit seinem Zuge einen strategisch wichtigen Punkt zu besetzen. Er marschiert los und baut sich mit seinen Männerchens auf einem Feldwege auf, der sich quer durch einen Kartoffelschlag schlängelt.

Da steht er nun, als der Hauptmann erscheint:

„Aber mein bester Herr Leutnant — warum stellen Sie sich eigentlich so exponiert auf diesen Feldweg? Rechts und links haben Sie die schönste Deckung . . .“

Kommando des Leutnants v. Kuttelfleck:

„Rin in die Kartoffeln!“

Der Hauptmann reitet weg. Da kommt der Major an:

„Herr Leutnant, wie kommen Sie dazu, Ihre Leute in den Kartoffelacker unterzubringen? Bilden Sie sich etwa ein, das bißchen Kartoffelkraut gäbe eine Deckung ab . . .?“

Kommando des Leutnants v. Kuttelfleck:

„Raus aus die Kartoffeln!“

Eine Weile vergeht. Da erscheint der Oberst auf der Bildfläche:

„Herr Leutnant! Was für eine Stellung haben Sie für Ihren Zug denn da ausgesucht!!! Wollen Sie etwa mit aller Gewalt Ihre Leute dem feindlichen Feuer aussetzen? Stellen Sie sich doch mal vor, wie die Geschichte im Ernstfalle verlaufen würde — da hätten Sie jetzt keinen einzigen Mann mehr — und dabei — mein Gott, sind Sie denn blind, Herr Leutnant?! — ist rechts und links die prächtigste Deckung . . .“

Kommando des Leutnants v. Kuttelfleck:

„Rin in die Kartoffeln!“

Kaum daß der Regimentskommandeur verschwunden, steht der Brigadekommandeur da:

„Herrr Leutnant — wie heißen Sie?“

„Leutnant v. Kuttelfleck, Herr General!“

„Herr Leutnant v. Kuttelfleck — was fällt Ihnen ein, sich mit Ihrem Zuge in dem Kartoffelfeld aufzustellen?! Haben Sie einen einzigen Grund dafür — Herrr??? Denken Sie denn gar nicht an den Flurschaden, den Sie damit anrichten — Herrr??? Ja — wenn Ihre Aufstellung noch einen Zweck hätte und das bißchen Kartoffelkraut Ihren Leuten wirkliche Deckung böte . . . aber davon kann gar keine Rede sein . . .“

Kommando des Leutnants v. Kuttelfleck:

„Raus aus die Kartoffeln!“

*

Die Geschichte mit dem Kriegsgefangenen

Im Jahre 1833 war zwischen der Stadt Basel und dem Baselland eine große Fehde ausgebrochen. Die sonst so friedlichen Bürger und Bauern stellten Heere auf und in kürzester Zeit tobte ein regelrechter Krieg.

Auf einem ihrer Streifzüge hatten nun die Baseler einen Gefangenen gemacht. Der Korporal — sonst ein ehrsamer und zünftiger Barbier — sollte mit sechs anderen Musikanten, die ebensolche Minussoldaten waren, den Kriegsgefangenen nach Basel bringen.

Bevor diese Garde abmarschierte, ließ der Korporal „Seitengewehr aufpflanzen“, wobei jeder sein Taschenmesser mit Patent in den Lauf der Schrotspritze steckte. Dann wurde der Gefangene in die Mitte genommen, und die Reise ging los.

Auf dem Marsche untersuchte der eifrige Korporal den Bauern auf Briefsachen und anderes Verdächtige, fand aber nichts. Dagegen sagte der pfiffige Bauer, Briefe hätte er wohl gehabt, die lägen dort drüben, jenseits des Grabens, unter einem Stein.

Zu einem Sprung über den gefährlichen Graben hatten die Baseler keine Lust oder andere gute Gründe bewogen sie, den Bauern allein hinüberspringen zu lassen, um die Papiere zu holen.

Kaum war der Bauer über den Graben, da lief er, was er laufen konnte.

„Schießen — schießen — schießen!“ kommandierte der Baseler Korporal.

„Dat geit nit!“ riefen seine Helden unisono, „mer hawe jo die Bajonnetters druff!“

Die Geschichte mit den Latussen

Das „tolle“ Jahr 1848 rief auch in Poggenburg eine Bürgerwehr ins Dasein, die, was Ordnung und Verwaltung betraf — sich sehen lassen konnte.

So hatte diese Garde unter anderem in ihrem Spritzenhaus eine Bekleidungskammer eingerichtet und der Ortsschuster übernahm die Funktion als „Captain d'armes“, auch Kappendarm oder Kammerunteroffizier benannt.

Eines Tages erkrankte dieser wichtige Mann und zu seinem Stellvertreter wurde nun Schneidermeister Zeisig kommandiert.

Zeisig wanderte eines Sonntags morgens zur Kammer, um „laut Kammerbuch“ die Bestände ordnungsgemäß zu übernehmen.

„Mit Gott“ stand auf der ersten Seite dieses Buches, die zweite Seite war frei und auf Seite 3 begann es:

„Verzeichnis der im Spritzenhaus von Poggenburg liegenden Montierungs-, Bewaffnungs- und Ausrüstungsstücke.“ Darunter wurden nun hintereinander aufgezählt: Röcke, Mäntel, Mützen, Hosen, Mäntel, Gewehre und so fort.

Die Seite reichte nicht aus und darum stand an ihrem Ende als letzter Posten:

„Latus . . . 123 Stück.“

Wenn man umblätterte, ging es weiter:

„Transport . . . 123 Stück.“

Heutzutage schreibt man in beiden Fällen das deutsche Wort „Uebertrag“.

Meister Zeisig zählte und zählte . . . Mützen 14 Stück, Koppelschlösser 17 Stück, Latus . . . 123 Stück.“

„Düwel ook . . . wat 's dat?“

Er wandte das Blatt. Da stand „Transport 123 Stück, Seitengewehrtroddel . . . 21 Stück . . .“

Eifrig zählte der Schneider das Buch zu Ende. Alles stimmte. Nur die 123 Latusse waren und blieben unauffindbar. Er nahm das Buch unter den Arm, schloß die Kammer ab und ging, Rat zu suchen, zum Dorfschmied.

„Wo is dat blot möglich, dat so viel Latusse fehlen — dei Schauster is süß so vorsüchtig.“

„Ja Minsch,“ meinte der Schmied, „wat sünd denn Latusse eigentlich vör Dinger?“

„Sjü! Daröber hew ick mi noch keen Gedanken makt — dat war'n vielleicht Gewehre sein . . .“

„Dat 's doch een Skandal, dat dei Latusse fähln — täuw mal — wo is dat Bauk?“

Der Schmied studierte im Kammerbuch die Geschichte. Plötzlich rief er:

„Minsch — hier stahn se!“

„Wo denn?“

„Kiek hier! Up de eine Seit steiht Latus 123 Stück und up de anne Seit Transport 123 Stück. — Da hett een anner Borgerwehr von uns de Latusse utbäden (ausgebeten) und de Schauster hat sei affschickt und deshalb hett hei schräben:

Latus . . . 123 Stück un Transport . . . 123 Stück.“

Fröhliche Ecke

Neuzeitlicher Begriff. Die vielgeplagte Mutter hatte ihren Kleinen Märchen erzählt und schloß in der Hoffnung, nun alle Wünsche befriedigt zu haben, die Mär von den „Sieben jungen Geißlein“ mit den Worten: „Und zufrieden meckernd ging die Geiß mit ihren Kinderchen davon.“

Nachdenklich, mit groß aufgerissenen erstaunten Augen sieht die kleine Hella die Mutter an. Schließlich macht sie ihrem bedenkenschweren Herzen mit den Worten Luft:

„Aber Mutti, weshalb meckerte denn die Geiß noch, wenn sie doch zufrieden war?“

*

Aus der Schule. „Fritz, kannst du mir sagen, wie man den Wein nennt, der am Fuße des Vesuvs wächst?“

„Ja, Herr Lehrer! Glühwein!“

*

Scheu. Herr Weber ist mit seiner Frau, die an Rheumatismus leidet, beim Arzt. Nach der Konsultation, beim Fortgehen, nimmt der Arzt Herrn Weber beiseite und sagt:

„Beruhigen Sie Ihre Gattin, sie braucht sich um ihr Rheuma keine Sorgen zu machen. Es ist lediglich eine Alterserscheinung.“

„Erfreulich,“ meint Herr Weber, „aber wollen Sie das meiner Frau nicht lieber selber sagen, Herr Doktor?“